

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 11 (1931-1932)
Heft: 9

Rubrik: Lese-Proben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und die Bearbeitung ist von Herrn Dr. Alfred Hartmann getroffen worden, ein Musterbeispiel, wie Anmerkungen auf den knappsten Ausdruck einer Erläuterung und Erklärung gebracht werden können: gewissenhafteste Arbeit und zuverlässiges Wissen verbinden sich hier auf kleinstem Raume. Diese Anmerkungen gestatten auch demjenigen, dessen Latein eingerostet ist, bei gelinder Anstrengung sich dem von Jacob Burckhardt so gepriesenen Genuß der Beschäftigung mit den Quellen hinzugeben. Ein otium cum dignitate zu verbringen, kann nicht leicht glücklicher als durch Vertiefung in diese Sammlung geschehen.

Besonders reizvoll sind die am Schlusse mitgeteilten Inschriften einiger berühmter Grabdenkmäler hauptsächlich aus dem Münsterkreuzgang. Wer etwa schon vermeint hatte, so im Vorbeigehen sie lesen zu können, hat sich von der Schwierigkeit, die sie durch ihre Gedrängtheit und die gehobene Sprache verursachen, überzeugt. In der Hartmann'schen Basilea Latina (Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartementes Basel-Stadt, 1931) und freundlich vom Herausgeber unterstützt, kann er sich in aller Ruhe an die Entzifferung heranzumachen.

Gerhard Boerlin.

Lese-Proben

Simon Sfeiler: Drätti, Müetti u der Chlyn.

(Simon Sfeiler: Drätti, Müetti u der Chlyn, Bilder us myr Suebezyt; Verlag Franke, Bern, 1931.)

Wo Drätti guet ischt ufgleit gsi, het er mängisch afoh brichte vo alte Zyte u wie's denn ggange syg. Sy Großvater syg e Schumeischer gsi, e Schumeischer u Wäber, ganz so eine, wie se der Gotthälz gschilderet heig. Der Wäbstuehl syg imen Egge vo der Schuelstube gytange, u wen es Ching sy Frog heig uswändig chönne, syg es zum Wäbstuehl vüre cho uffäge. Dä, wo se-n-alben am schlächtische chönne heig, syg em Schumeischer sy Junge gsi. Der Großvater hätt au gärn e Schumeischer us ihm gmacht, aber do dra syg gar nid gsi z'däiche. Drättis Vater heig e schwache Chopf gha u syg ganz en Ungschickte gsi, u das heig der Großvater erschrockeli gmueiht. Der Vater syg du au e Wäber worde, heig's aber syh Läbelang nienehi brunge. Solang s'alte Gald no im Umlauf gsi syg, heig er der Wäblohn no mit Angscht u Not sälber chönnen usrächne; aber mit der neue Währig syg er niemeh zgrächt cho. Ar, Drätti, heig ihm de albe müessen usrächne, was er für nes Wub höüsche dörf.

Wo syh Muetter het Drätti nie vil erzellt, nume, jie syg en armi, bräschthasti Frau gsi, u wo der Vater syg gestorbe gsi, heig är sche müessen erhalte u dertürwillen ersch spät chönne hürate. Vom Vater heig er'sch Wäbe glehrt gha, u zwüschyhe syg er de go tawne. Aber es heig derby chuun ufegluet, daß me derbo heig chönne läbe. Denzemo heig me no für füfezwänzg bis füfedryßg Rappen im Tag u bi magerer Choscht müesse Fuhre hade, bis ein schier der Rüggen abenangere gheit syg. Wo Znüni u Zobe heig men i üser Gäget no nüt gwüßt u mängisch vor Müedi u Hunger d'Haue u d'Bei fäsch nümme möge glüpfe. Halblynigi Chleider heigi nume die Rychste vermöge, die angere heigi zwilchigi treit u sygi am Sunndi i Zwilchleideren i d'Chilche. Wo 's Znüni- u Zobenäßen ufcho syg, heigi vil Buure gschraue, jez müesse sie verlumpe, die unerhörte Frässerei syg der Ungergang vom ganze Buurestang. U wo alls Sperze dergäge nienerfür gsi syg, heige sie ersch rächt wellen uf d'Vöhn drücke u gjammeret, jie vermögen abselut nid meh z'gäh. Drum heigi är u Müetti als lhdig weni chönne näbename tue u z'fäges mit nüt müessen afoh.

(Aus dem Bild „Drätti u Müetti“, S. 272/73.)

Carl Friedrich Wiegand: Vagant und Vagabund.

(Carl Friedrich Wiegand: Vagant und Vagabund. Zwei Novellen. Verlag Huber, Frauenfeld, 1931.)

Nachdem sie vertraut ein Stück schweigend zurückgelegt hatten, innerlich gespannt und verlegen, einen Anfang zu finden, fragte Annina:

„Werdet Ihr bis zur Abfahrt auf der Alp bleiben?“

„Warum fragt Ihr?“ entgegnete Fortunatus.

„Der Vater hat davon gesprochen, daß er die Arbeit allein nicht zuwege bringe und Hilfe brauche.“

„Er mußte in früheren Jahren doch auch ohne Hilfe fertig werden,“ antwortete Moser.

„Freilich,“ sagte Annina, „aber er ist nicht mehr der Jüngste, und die Arbeit zu groß. Ihr habt ihn verwöhnt.“ Moser schwieg. Nach einer Weile begann Annina von neuem:

„So lang Ihr unten geschäft, ging alles ordentlich.“

„So!“ sagte Moser.

„Ihr habt doch alles allein gemacht,“ fügte sie hinzu.

„Findet der Ammann,“ forschte Moser, „daß ich die Arbeit recht gemacht habe?“

„Wißt Ihr das nicht?“ entgegnete Annina fast vorwurfsvoll.

„Nein, das weiß ich nicht!“ entgegnete Moser kalt. „Kein Wort hat er je zu mir gesagt, kein einziges Wort der Anerkennung.“

„Das ist halt so seine Art,“ entschuldigte Annina, „Ihr kennt ihn ja genau, vielleicht besser als ich.“

„Ich glaube, daß ich ihn kenne,“ antwortete er, Wort für Wort betonend. „Er ist Meister, ich bin der Knecht. Er ist ein Bündner, und ich bin ein Heimatloser, ein Vagant, ein Geduldeter. Bei der größten Augusthitze könnte man in seiner Nähe erfrieren.“

„Was soll das heißen?“ erhob sich Annina.

„Das soll heißen,“ sagte Fortunatus, ohne im geringsten die Ruhe zu verlieren, „daß ich bis zur Stunde ebenso wenig aus ihm wie aus seiner Tochter klug geworden bin.“

Ehe ich von Argün abreiste, betrat ich noch einmal das Pfarrhaus und dankte dem Pfarrer für die Freundschaft, die er mir in diesen Tagen erwiesen. Der klarsichtige Geistliche sagte, sein lächelnd:

„Es ist halt eine rechte Blutauffrischung für uns Argüner gewesen, daß dieser Mann in unsere Gemeinde kam. . . Kommen Sie doch einmal an einem Sonntag in die Kirche, wählen Sie Ihren Platz auf der Empore, um einen guten Überblick über die gesamte Kirchengemeinde zu gewinnen. Alle Flachshäupter und Rottköpfe — und es sind auch gar manche Kinder mit entzückenden rotgoldenen Löcklein darunter — heißen Moser, sind Kinder oder Kindesfinder des alten Zugewanderten.“

Ich folgte dem Rate des Pfarrers. Unter den schwarzhaarigen Graubündnern saßen fast in jeder Bank Flachshaarige und Rottköpfe. Nach dem Gottesdienste durchwanderte ich noch einmal Argün und hörte, daß der Name des Fortunatus jetzt schon im dritten Gliede vorhanden sei, denn auch die Enkel des Uralten waren im Kinderreichtum hinter ihrem Vater nicht zurückgeblieben und setzten tüchtig seinen Namen fort.

(Aus der Erzählung „Der Eroberer von Argün“, S. 73/74 u. 91.)

Wilhelm Schäfer: Wahlheimat.

(Wilhelm Schäfer: Wahlheimat; Bd. 71 der „Schweiz im deutschen Geistesleben“, Verlag Huber, Frauenfeld, 1931.)

Wenn wir Reichsdeutschen von der Eidgenossenschaft hören, denken wir wohl oder übel durch Schillers Tell, mit welchem Drama er den Schweizern ihre eigentliche Nationaldichtung in die endgültige Form gebracht, uns ihre Romantik ge-

geben hat: wir sehen „freies Volk auf freier Erde“. . . Das ist im Grunde auch so; nur haben die Zeitverhältnisse den Grundbestand bis zur Unkenntlichkeit verschüttet. Genau so, wie die mittelalterliche Stadtgeschichte von Zürich unter den Bürgermeistern Brun, Stüssi und Waldmann den Stadtgeschichten im Reich entspricht als Kampf der Zünfte gegen die adeligen Herren, genau so entsprechen die Züricher und eidgenössischen Verhältnisse im achtzehnten Jahrhundert dem Absolutismus, wie er uns damals regierte. Statt der Fürsten sind es die übermüigen und grausamen Stadtherren, die das „niedere Volk“ als „Untertanen“ plagen und den Bauern mehr oder weniger in Leibeigenschaft halten: die Mißachtung der „Menschenrechte“ war die gleiche.

Eben weil dies so war und weil schon den Knaben — der als Sohn eines Stadtbürgers „Herrenrechte“ hatte — bei seinem Großvater, dem Pfarrer in Höngg, die „Betteljagd“ und all die andern Ungerechtigkeiten empörten, darum wurde Pestalozzi durch den Feuerbrand des „Emil“ schon als Student ein Empörer, darum machte er sich als Retter der Armen auf dem Birrfeld mißliebig. . .

Im Zürcher Gebiet wäre eine Pestalozzische Anstalt überhaupt unmöglich gewesen, weil er dort unter den Chorherren seine hochmütigsten und schärfsten Feinde hatte; in Stans konnte er sich nur kurze Zeit durch die Maßnahmen des revolutionären „Direktoriums“ halten; aus Burgdorf wurde er durch die Berner Herren „evakuiert“, wie man heute sagen würde; und daß ihn die Leute von Yverdon so lange machen ließen, kam nur daher, weil sie selber als Waadtländer befreite Untertanen von Bern waren und mit dem landfremden Empörer „fraternisierten“.

Die wirkliche Unterstützung von einer Regierung und die planmäßige Einführung seiner Methode ist Pestalozzi überhaupt nicht aus der Schweizer Heimat gekommen — von der kurzen Stapferzeit abgesehen —, sondern aus Preußen, wo Fichte sein begeisterter Prophet wurde. Hier entsprach sein Erziehungsplan der durch Stein betriebenen Erneuerung des Staates; eine derartige Erneuerung ist in der wiederhergestellten Eidgenossenschaft zu Pestalozzi's Zeiten nicht erwogen worden.

Jene grausame Erfahrung, die fast ein Naturgesetz scheint, daß kein Prophet in seinem Vaterland angenehm sei, hat sich an Pestalozzi besonders bitter erfüllt. Die Zeit, da der gescheiterte Armennarr vom Birrfeld als Mann vorübergehend in seiner Vaterstadt lebte, war jene, da der Nichtbürger Noß ihm seinen bürgerlichen Namen für jährlich tausend Gulden und „freie Station“ abgekauft hatte, um ein Seidengeschäft damit zu betreiben, in welchem Pestalozzi offenbar noch als eine Art Geschäftsreisender verbraucht wurde. Dabei hatte er längst Weltruhm mit seinem „Lienhard und Gertrud“ erworben.

Es war und ist in Zürich nicht anders als sonst in der Welt: um so rasch wie Alfred Escher zu einem stolzen Brunnendenkmal zu kommen, muß man zur äußeren Wohlfahrt beigetragen haben oder ein Kriegsheld gewesen sein. Die geistigen Leistungen vollziehen sich meist oder immer in einem Lebensgrund, der durch sie aufgerührt und gegen den Aufrihrer gereizt wird.“

(S. 50 u. ff.)

Aus Zeit und Streit

Zur Psychologie des Deutschschweizers.

Die schweizerische Telephonverwaltung ist in sehr eifriger und geschickter Weise bestrebt, die Benützung des Telephons immer allgemeiner einzubürgern. Daß sie damit Erfolg hat, zeigen die Zahlen ihrer Rechnung. Jetzt verbreitet sie eine gefällige und wirklich aufklärende Drucksache über die Telephonverbindungen mit dem Auslande, die zwei-

jellos ihre Wirkung auch nicht verfehlen wird.

Das Werbeschriftchen ist für die deutsche Schweiz bestimmt und demgemäß ganz deutsch abgefaßt. Auf der begleitenden Karte, die in geschickter Weise die Verbindungsmöglichkeiten und die dafür geltenden Preise illustriert, finden wir jedoch eine ganz merkwürdige